Leseprobe aus:

Stefan Beuse
Die Einsamkeit der Astronauten

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

Stefan Beuse

Die Einsamkeit der Astronauten

STEFAN
BEUSE

DIE EIN SAMKEIT DER ASTRO NAUTEN

Hanser

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert durch
ein Hamburger Zukunftsstipendium der Behörde für
Kultur und Medien in Zusammenarbeit mit der
Hamburgischen Kulturstiftung.

HANSER hey! Schau vorbei und
teile dein Leseglück auf Instagram

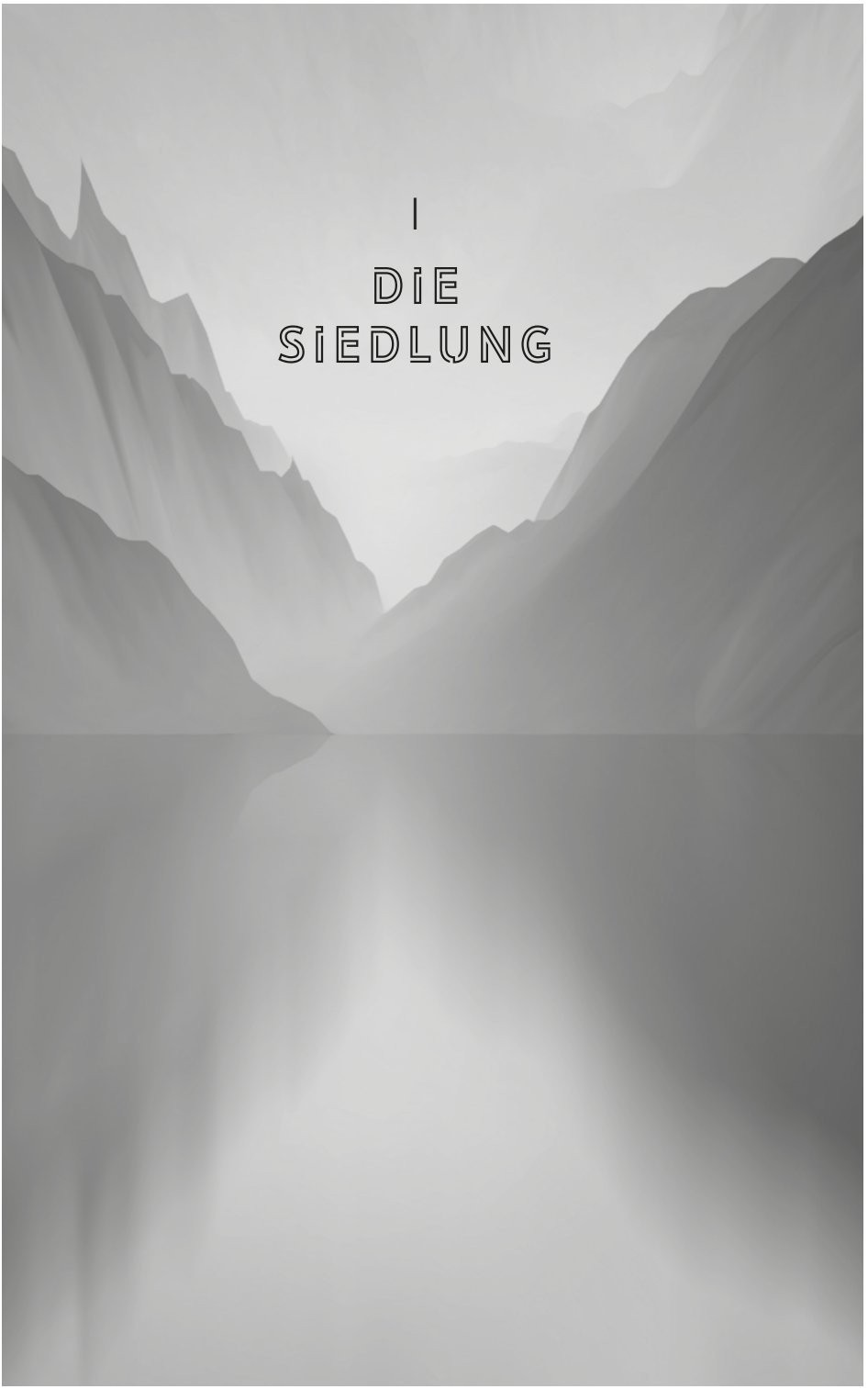
1. Auflage 2023
ISBN 978-3-446-27592-8
© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlag: formlabor, Hamburg
Motive: Shutterstock.com / © iosebi meladze, © artjazz, © Kichigin
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

FÜR CHIARA, LUKA, DION, ARI –
UND ALL DIE ANDEREN ASTRONAUTEN,
DIE JEDEN TAG EIN BISSCHEN DIE
WELT RETTEN.

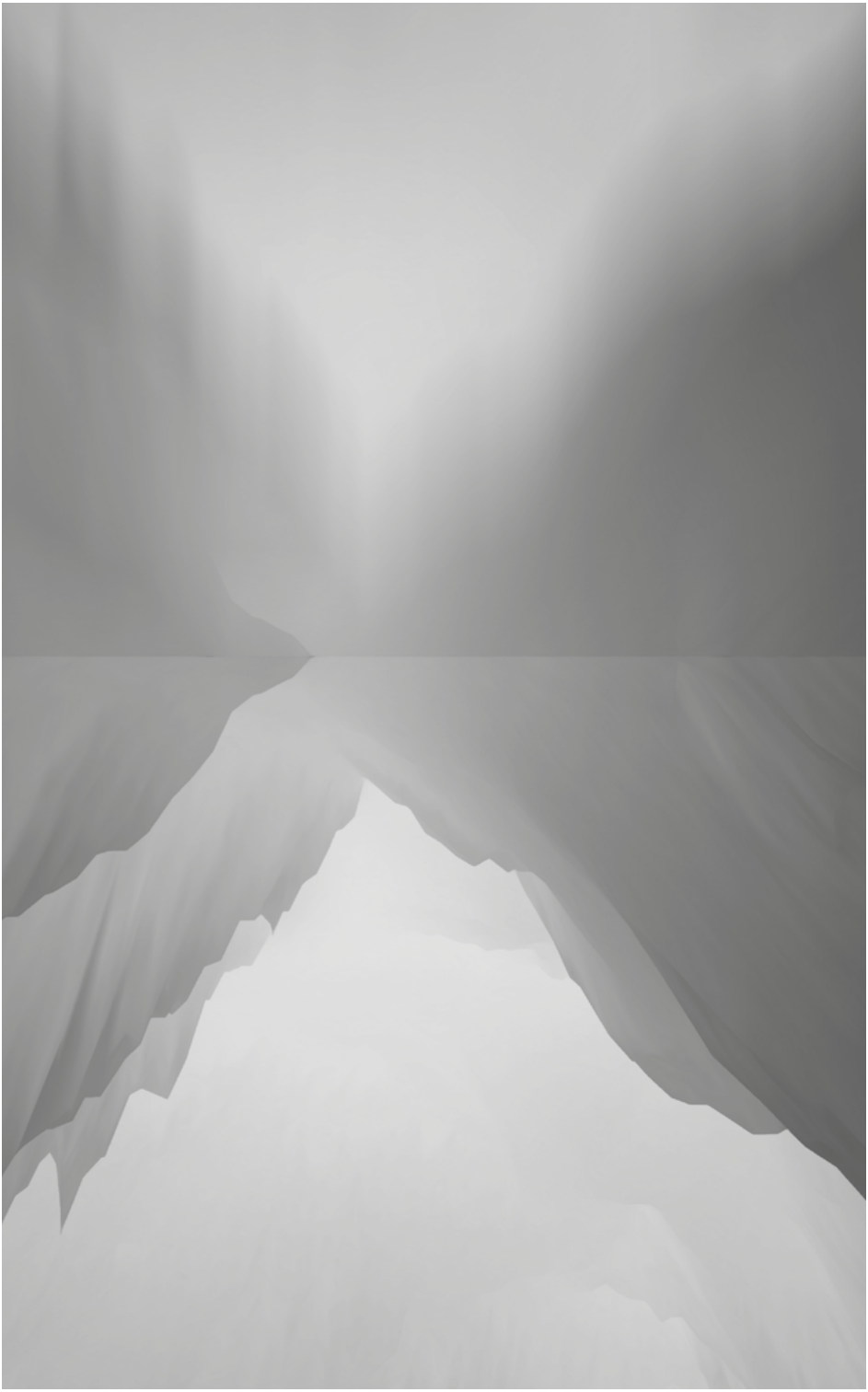
On your last day on earth, the person you became will meet the person you could have become.

(Anonymous definition of hell)



I

DIE SIEDLUNG



1

SIE HOCKT NEBEN MIR, in unserem Versteck, vor uns die Hügel der Sperrzone, hinter uns der Wald, dahinter die Siedlung.

»Lass uns hier weg«, sage ich, weil es schon fast dunkel ist und man nach Einbruch der Dämmerung nicht mehr draußen sein darf. Weil es verboten ist, auch nur in die Nähe des Sees zu kommen.

Lia starrt weiter in Richtung der Hügel, die den See umschließen. »Ich will da hin«, sagt sie. »Ich muss wissen, warum sie euch so viel Angst machen.«

Wir kauern am Waldrand, in dem Loch, das ein umgestürzter Baum mit seinem Wurzelwerk aus dem Boden gerissen hat. Ich atme den erdigen, leicht torfigen Geruch und spüre, wie mir die Kälte von unten in die Knochen kriecht.

Auf den Hügeln bewegt sich was. Ich hab das die ganze Zeit schon gesehen, aber ich dachte, ich bilde mir das ein. Vielleicht bilde ich es mir ein. Vielleicht sind das nur Blätter und nicht das, was ich denke.

Ich drehe mich um. Ich weiß nicht, ob sie uns schon entdeckt haben. Ich erkenne nicht viel in dem Wald, aber wenn ich mich konzentriere, höre ich ein Rauschen, Rascheln, Knacken, und ich weiß nicht, ob das Tiere sind. Ob das nur Wind und Holz und Blätter sind.

»Wir sollten nicht hier sein, Lia. Mit dem See ist etwas. Wer auf seine Oberfläche blickt, verliert den Verstand, heißt es.«

»Wer sagt das«, fragt sie, »die CoffeeCompany?«

Es klingt immer noch spöttisch, wie sie das sagt, und ich fühle mich immer noch ertappt.

»Menschen verschwinden von dort«, versuche ich mich zu rechtfertigen. »Keiner von denen, die trotz der Warnungen hingegangen sind, ist je wieder zurückgekommen.«

»Und davor hast du Angst«, fragt sie, »zu verschwinden?«

Ich überlege. Mit Lia zu verschwinden hieße, am besten Ort der Welt zu sein. Weil sie bei mir wäre. Mit Lia fühle ich mich wie in einem Superheldenfilm. Nur, dass nicht ich der Superheld bin, sondern sie.

»Keine Ahnung«, sage ich. »Wir müssen vorsichtig sein.«

»Du warst dein ganzes Leben lang vorsichtig«, sagt sie, und da hat sie leider recht.

Auf den Hügeln gleiten Schatten umher wie Laub, das in Zeitlupe durcheinanderwirbelt und immer neue Schemen formt.

Ich weiß nicht, ob ich es ihr sagen soll.

Dann sage ich es.

»Ich hab was rausgefunden«, flüstere ich. »Du hattest recht. Es ist natürlich nur ein Verdacht. Aber wenn das wahr ist …«

»Erzähl's mir.«

Sie beißt sich auf die Unterlippe, wie immer, wenn sie etwas nicht erwarten kann. Lia ist eine ganze Wundertüte voll von solchen Gesten.

»Wenn irgendwer erfährt, dass ich davon weiß …«

»… bist du geliefert. Schon klar. Aber wenn du es für dich behältst, sind wir alle geliefert.«

Vorsichtig drehe ich den Kopf. Weit und breit kein Bildschirm, kein Mensch. Nicht mal ein auffälliger Stein.

Sie sieht mich an. Ich spüre ihren Blick im Magen wie eine sanfte, sehr langsame Explosion.

»Morgen Abend«, flüstere ich. »Wenn es dunkel wird, am Waldrand. Du wirst mich nicht erkennen.«

Sie lächelt. Ganz leicht nur. Aber da ist es wieder, das Superheldengefühl.

Ich kenne Lia jetzt schon 24 Tage. Ich weiß noch immer nicht, woher sie kommt und wer sie eigentlich ist. Aber ich bekomme allmählich eine Ahnung davon, wer ich sein könnte, wenn ich es schaffen würde, der zu sein, den sie in mir sieht.

2

LIA WAR AUS EINER ANDEREN GEGEND in unsere Klasse gekommen, und wer jetzt denkt, das hier wird die typische Geschichte von der neuen Schülerin, die anders ist und sich auf den einzigen freien Platz neben den Außenseiter setzt, hat irgendwie recht und liegt gleichzeitig total daneben.

Klar fiel sie mir sofort auf. Allein durch ihre Haare und die Sachen, die sie trug. Bei uns sehen nämlich alle so aus, als müssten sie jeden Tag eine Tante besuchen, die sehr darauf achtet, dass man saubere Sachen anhat und sich ordentlich kämmt. Die Erwachsenen sehen aus wie Anwälte, und wir sehen aus, als wollten wir später mal Anwalt werden. Wir laufen wachsam und freundlich durch die Gegend, weil wir nie wissen, wer gerade hinter welchem Fenster steht und ob nicht einer von der CoffeeCompany in der Nähe ist.

Dass Lia anders war, sah man auf den ersten Blick. Alles an ihr sagte, dass es ihr egal war, was andere über sie denken. Sie hatte Klamotten an, die angeblich nur die Verrückten tragen, so halb fledderig, halb selbst gemacht. Ihre Haare waren schwarz wie Kohle, sie fielen ihr ins Gesicht, und wenn sie einen ansah, lauerten ihre Augen unter den zitternden Haarspitzen wie eisblaue Bergseen. Natürlich gibt es das gar nicht, lauernde Seen. Aber jemanden wie Lia gibt es eigentlich auch nicht. Und trotzdem stand sie da, mit ihrer Frisur, die keine Frisur war, mit ihrer Haltung, als wollte sie es mit der ganzen Welt aufnehmen.

Klar dachten wir sofort, dass sie aus der DraußenWelt kam. Dass sie es irgendwie geschafft hatte, sich in unsere Siedlung zu retten. Aber genau das sollten wir nicht denken, darauf hatte uns Herr Doktor Freitag schon vorbereitet. Zwar wusste er selbst nicht so genau, aus welchem Teil der Siedlung sie stammen sollte und warum sie anders aussah als wir, er versicherte aber, dass alles seine Richtigkeit hatte und sich die neue Schülerin schnell einfinden würde.

Als sie neben mir saß, fiel mir zuerst ihre Haut auf, dann ihr Geruch. Das stimmt nicht, erst fiel mir auf, wie nah sie plötzlich war. Als hätte sich eine zweite Schwerkraft eingeschaltet, die von ihrem Körper ausging, von der Haut ihrer Beine, die man durch die Löcher in ihrer Hose sah. Dann fiel mir ihr Geruch auf. Wir sind es nicht gewohnt, dass Leute nach etwas riechen. Wir waschen uns so gut, dass jeder von uns vor allem nach Sauberkeit riecht. Lia roch nach Erde, nach Feuer und nach Körper. Sie roch genauso, wie ich mir den Geruch in der DraußenWelt vorstellte, also nach Kampf, Zerstörung und Krieg. Ich weiß nicht, ob ich ihren Geruch besonders angenehm fand, aber weil es ihr Geruch war, atmete ich tief und nicht zu schnell, damit sie mein Atmen nicht hörte. Damit sie bloß nicht dachte, ich sei irgendwie komisch oder so.

Ihr Geruch kribbelte bis unter meine Schädeldecke. Mir war schwindelig und auch ein bisschen schlecht.

»Hallo«, sagte sie, mit ganz wenig Stimme. Es war kein normales Hallo, keine höfliche Begrüßung, eher ein: Hey, erkennst du mich nicht? Ich bin's doch. Und das Verrückte war, dass ich sie wirklich erkannte. Dass sich unsere Begegnung zu vertraut anfühlte, um so zu tun, als seien wir einfach zwei Jugendliche, die freundlich zueinander sein müssen, weil sie jetzt für den Rest des Schuljahres nebeneinandersitzen. Aber genau das waren wir. Und das irritierte mich so sehr, dass ich erst nicht merkte, wie sie meinen Füller nahm und ihn ständig auf- und zudrehte. Und ich bin

sicher, sie selbst merkte das auch nicht. Es war einfach der Gegenstand, der ihren Händen am nächsten lag, zwischen uns, auf meinem Tisch, der jetzt unser Tisch war.

Es ist unhöflich, jemanden nicht anzusehen, der Hallo gesagt hat, also drehte ich den Kopf und sah ihr Gesicht und ihre Haut, ich sah die Sommersprossen um ihre Nase, die zitternden Haarspitzen, ihre Augen mit den winzigen goldenen Einschlüssen in der Iris.

Ich sagte auch »Hallo«. Dann sah ich ihre Hände, die blau waren von der Tinte.

3

WENN DU FÜNFZEHN BIST und dich irgendwie komisch in der Welt fühlst, sagen alle, das ist normal. Das gibt sich. So wie eine Krankheit: Mach dir keine Sorgen, das wird schon wieder. Als müsste man nur ein bisschen warten, und dann fühlt man sich nicht mehr fremd, sondern so wie alle. Als gälte es, diese Zeit irgendwie hinter sich zu bringen, um, endlich erwachsen, einen Einkaufswagen durch den Supermarkt zu schieben und die Preise von Butterpäckchen zu vergleichen. Um endlich dreimal am Tag die Gartenstühle feucht abzuwischen, damit sie genauso weiß leuchten wie die der Nachbarn. Um endlich ein Leben zu führen, das hauptsächlich darum kreist, möglichst unauffällig zu Ende zu gehen.

Mit Lia fühlt sich alles zum ersten Mal anders an. Als wäre nicht ich falsch in der Welt, sondern als wäre der ganze Rest falsch.

»Geht's noch etwas langweiliger?«, sagt sie, wenn ich nach ihrer Herkunft, ihren Freunden, ihren Hobbys frage, und dann erzählt sie irgendwas, von dem ich sowieso nicht weiß, was davon stimmt und was nicht, und ich schäme mich, weil ich selbst schon so blöde Fragen stelle wie meine Eltern.

Meine Eltern sitzen jeden Abend vor ihrem Bildschirm und sehen Nachrichten über die DraußenWelt, um sich daran zu erinnern, wie gut sie es haben. Sie hören Lieder, die davon handeln, dass Liebe alles ist und dass man seines eigenen Glückes Schmied sein soll, aber wenn ich sie frage, was das ist, Liebe, und was das ist,

Glück, dann schauen sie mich so halb irritiert und halb angeekelt an und trinken weiter ihren Kaffee.

»Was ist denn das für Kaffee«, sagte Lia, als sie in ihrer ersten großen Pause bei uns einen Schluck davon nahm. »Das ist überhaupt kein Kaffee, wie könnt ihr so was trinken? Das ist warmes schwarzes Wasser.«

»Alle trinken das«, habe ich gesagt, und da hat sie noch einmal probiert und den Kaffee ausgespuckt und sich umgedreht wie jemand, der plötzlich merkt, dass er in die falsche Richtung gerannt ist.

4

ES IST GANZ NORMAL, dass du dich mit fünfzehn komisch fühlst, sagen sie. Und es klingt immer wie: Komm du erst mal in mein Alter. Aber genau das will ich nicht. Werden wie die. Das weiß ich spätestens, seit Lia da ist. Mit Lia fühle ich mich immer noch fremd. Aber jetzt sind wir wenigstens zu zweit.

»Tiefseeforscher und Astronauten«, sagt sie. »Hoch über allem und gleichzeitig tief unten im Meer.«

»Wir brauchen Schutzanzüge«, sagt sie. »Schutzanzüge und Helme. Weil wir nicht gemacht sind für diese Welt. Weil uns der Druck sonst zerquetscht und der Unterdruck platzen lässt.«

»Was ist Unterdruck«, frage ich, obwohl ich es weiß. Aber ich muss sichergehen, dass Lia dieselben Dinge wie ich meint mit den Worten, die sie sagt. Manchmal sind unsere Worte gleich, aber wir meinen etwas Unterschiedliches. Wie bei Kaffee.

»Wenn von allen Seiten etwas an dir reißt«, sagt Lia. »Wenn du aufhörst, dich fest zu fühlen, und denkst, dein Körper will sich auflösen. Wenn du Angst hast, dich überallhin zu verteilen. Das ist Unterdruck.«

»Dann fühle ich mich so, wenn du da bist«, sage ich. »Wie Unterdruck.«

5

KURZ NACHDEM SIE IHREN KAFFEE knapp am Anzug von Herrn Doktor Freitag vorbeigespuckt hat, sind ihre Finger immer noch blau. Lia hält die Tasse umklammert, sie starrt fassungslos auf den Rest Kaffee darin und fragt mich, was das bloß für eine Gegend ist, in der ich hier lebe.

Mit ihr an der Ausgabestelle zu stehen fühlt sich an, wie vor aller Augen einen Preis in Empfang zu nehmen. Ich bin aufgeregt und stolz und glücklich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich danke allen, die nie neben mir sitzen wollten. Ich danke Emilia Knox und ihrer gehässigen Freundin Greta. Ich danke unserem Sportcrack Jens Ramme, der selbst den Klassenstreber Justus van Laack mir vorzog. Vor allem aber danke ich meinen Eltern, die es mit unermüdlichem Einsatz und beständiger Verweigerung jedweden Verständnisses geschafft haben, mich zu dem sozial inkompatiblen und vollkommen gestörten Fünfzehnjährigen zu machen, der ich heute bin.

Ihnen allen gebührt mein tief empfundener Dank dafür, dass sich dieses zauberhafte Wesen an jenem Morgen neben mich gesetzt und mich sofort von Platz eins verdrängt hat. Ich bin jetzt nämlich nicht mehr der seltsamste Typ der Klasse. Vielleicht bin ich noch der zweitseltsamste, aber Nummer zwei zu sein ist okay. Nummer zwei bleibt unsichtbar, und Unsichtbarsein ist für mich so ziemlich der beste Zustand der Welt. Das totale In-Ruhe-gelassen-Werden.

»Was sind denn das für Leute, die Leitungen für schwarzes Wasser in die Häuser legen und dann behaupten, das sei Kaffee?«

Sie sagt das so laut, dass sich natürlich alle umdrehen und sie mehr oder weniger verstohlen beobachten. Jeder dieser Blicke fühlt sich an wie ein Orden.

Ich beuge mich zu ihr. Soll doch jeder wissen, dass wir jetzt schon auf *dieser* Vertrautheitsebene sind: so weit also, uns zueinanderzubeugen und uns Dinge zuzuraunen.

Ob es da, wo sie herkommt, die CoffeeCompany etwa nicht gibt, frage ich, weil ich mir das kaum vorstellen kann.

»Die *was*?«, fragt sie, und es klingt nicht, als wollte sie einen Scherz machen. Also erkläre ich es ihr. Obwohl ich jeden Moment damit rechne, dass sie anfängt zu lachen und »O Mann, du glaubst auch jeden Scheiß« oder so was sagt. Weil: Wenn es einen gibt, der seit Jahren den Meistertitel im Verarschtwerden hält, dann bin ich das.

»Die CoffeeCompany sorgt dafür, dass wir immer und überall frischen Kaffee haben«, sage ich und bemühe mich, wie ein Werbesprecher zu klingen, damit ich jederzeit den Rückzug antreten und das alles wie einen Witz aussehen lassen kann. »Morgens, mittags, abends, nachts. Der Kaffee ist kostenlos, und er schmeckt allen gut.«

»Mir nicht«, sagt sie. »Außerdem ist das kein Kaffee.«

Wenn sie sich über mich lustig machen wollte, hätte ich das spätestens jetzt gemerkt, hoffe ich.

»Etwas anderes gibt es bei uns nicht«, sage ich. »Wenn wir Durst haben, trinken wir Kaffee.«

»Aber es gibt hier doch ganz normale Wasserleitungen!«

Ich starre sie an. »Hat dir denn keiner gesagt, dass man das nicht trinken darf?«

»Warum sollte man Wasser nicht trinken dürfen?«

»Weil man krank davon wird, das weiß doch jeder!«

Lia sieht mich an, als hätte ich sie nicht mehr alle. »Hast du's ausprobiert?«, fragt sie. »Wenn das nämlich die Alternative zu dieser Brühe ist, würde ich mir das an deiner Stelle gut überlegen.«

Ihre Augen machen ein Lochgefühl in meinem Bauch. Als würde ich aus großer Höhe irgendwo runterfallen.

»Die Brühe kommt von der CoffeeCompany«, versuche ich sie zu beruhigen und füge mit meiner halb ironischen Werbesprecherstimme hinzu: »Und die CoffeeCompany will nur unser Bestes.«

Ich lotse sie von der Ausgabe weg. Mit unseren Tassen in den Händen gehen wir aus dem Keller ins Erdgeschoss, durch die Gänge des Schulgebäudes, vorbei am Sekretariat, am Lehrerzimmer, an all den Räumen, von denen ich denke, dass sie vielleicht mal wichtig für sie werden könnten. Ich zeige ihr die Klassen, die Turnhalle. Ich lasse sie durch die Fenster der verschlossenen Türen auf die Schädel und Skelette für Bio und die giftigen Stoffe für Chemie sehen. Dabei versuche ich ihr zu erklären, was die CoffeeCompany eigentlich ist, und das ist schwieriger, als ich dachte. Weil mir nämlich plötzlich auffällt, dass ich gar nicht so viel über sie weiß. Die CoffeeCompany war irgendwie immer schon da, wie Bäume oder das Wetter oder all das andere, von dem keiner mehr wissen will, woher es ursprünglich kommt.

Wir gehen über den Pausenhof. Wir setzen uns auf die steinerne Tischtennisplatte am Rande des Fußballfelds, lassen die Beine baumeln und sehen den anderen dabei zu, wie sie in Grüppchen beisammenstehen, Fußball spielen, kauen, Kaffee trinken.